



Nr. 7.

Posen, den 18. Februar.

1894.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Waren Sie überrascht, zu hören, daß seine Wittwe Frau Saint Alban geworden war?“

„Ich war im höchsten Grade überrascht.“

„Dann war also während Ihres Verkehrs in dem Hause nichts vorgekommen, was dieses Ereigniß voraussehen ließ?“

„Nein, durchaus nichts. Mr. Saint Alban war Gallos Freund und schien demselben viel mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als der Frau. Gallo litt an leichten Anfällen von Sichts und ich behandelte ihn. Sein Uebel war nicht gefährlich aber es nöthigte ihn oft, zu Hause zu bleiben. Er liebte Gesellschaft, und Saint Alban stand immer zu seinen Diensten, um bei ihm zu sitzen und sich mit ihm zu unterhalten.“

„Und Sie, Doktor, wie standen Sie mit Saint Alban? Hatten Sie jemals Grund, zu vermuthen, daß er Ihnen übel wollte?“

„Nein, nicht im Geringsten. Wir standen auf ganz freundschaftlichem Fuß, soweit unsere kurzen Begegnungen dies erlaubten.“

„In der That seltsam!“ sagte Mr. Norfolk, „und doch scheint er mit diesen Stanleys bekannt gewesen zu sein, die Sie zu verderben suchten. Kann es da irgend einen Zusammenhang geben?“

„Ich sehe keinen“, erwiderte Robert Power. „Ich habe mich vergebens abgemüht, aber ich vermag mir nicht entfernt vorzustellen, welches Interesse Saint Alban daran haben konnte, mir Schaden zu wollen. Selbst wenn man annimmt, daß er zu jener Zeit nach Gallos Reichthum Verlangen trug, so stand ich ihm doch nicht im Wege. Gallo war höflich und freundlich gegen mich, und seine Frau ebenso, aber das war Alles. Ich war zu sehr beschäftigt, um mich bei meinen Besuchen in dem Hause lange aufzuhalten.“

„Wirklich eine ganz sonderbare Geschichte!“ sagte Mr. Norfolk. „Aber hier sind doch einige Fäden, die wir aufgreifen müssen. Zuerst ist da diese Ermordete; es muß ermittelt werden, wer sie war. Ich stimme mit Brusel überein, daß, wenn Saint Alban wirklich der Mörder ist, wir nur dadurch gewinnen können, wenn wir ihn überwachen.“

„Eine Dame, wie die Ermordete, muß Freunde oder Verwandte haben; es ist nicht anzunehmen, daß man sie vermißt, ohne daß Jemand, der sie gekannt hat oder mit ihr verwandt

war, nach ihr fragen sollte. Es scheint mir daher natürlich, daß der Mörder Schritte thun wird, diese Nachforschungen zu vereiteln. Wenn Saint Alban der Schuldige ist, so wird er wahrscheinlich irgend etwas unternehmen, was ihn verrathen wird. Er muß überwacht werden. Ich weiß zufällig seinen jetzigen Aufenthalt. Frau Saint Alban ist in Manchester und er in London, er wohnt im Hause seines Clubs — „Die Pilger.“ Seine Geschäfte halten ihn wahrscheinlich hier zurück. Man muß also zwei gewandte Leute aufstellen, und ich glaube, ich werde im Stande sein, einen meiner eigenen Leute als Diener im Club anzubringen. Thun diese ihre Schuldigkeit, so werden wir bald über ihn vollständig aufgeklärt sein. Aber nun diese Frau Stanley!“

„Das ist nicht schwer“, unterbrach ihn Mister Brusel, „wir können einige Leute in dem Hause selbst unterbringen; ich habe die Zimmer gemiethet und wenn wir wollen, können sie heute bezogen werden. Man darf sie nicht aus den Augen verlieren.“

„Das wäre also erledigt. Dann haben wir noch ihren Mann, den Sträfling. Er kann sich nützlich erweisen, er muß im Stande sein, uns etwas über Saint Alban mitzutheilen. Wenn wir nur zu ihm gelangen und ihn zum Sprechen bringen können; keine noch so unbedeutende Spur darf in diesem Fall vernachlässigt werden.“

„Wenn ich mit ihm in Berührung kommen könnte“, rief Robert Power, „so würde ich gern den Versuch machen, diesem Menschen die Wahrheit abzurufen. Er interessiert mich sehr.“

Sie, Doktor?“ sagte Mister Norfolk, „aber das ist ja unmöglich!“

„Warum?“ fragte Robert. „Stanley befindet sich in Dartmoor im Gefängniß. Dort sind Gefängnißwärter und da ich als Poltziß gedient habe, könnte ich für einen solchen Posten geeignet erscheinen. Bin ich einmal dort, so habe ich reichlich Gelegenheit, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen.“

„Aber er kennt Sie, nicht wahr?“

„Ja. Doch um so besser, das ist ein Grund mehr dafür, daß ich den Versuch unternehmen sollte.“

Der Chef überlegte einen Augenblick.

„Gut, gut die Sache kann gemacht werden“, sagte er; „ich werde Ihnen eine Stelle in Dartmoor verschaffen. Der

Direktor des Gefängnisses wird mein Verlangen nicht abweisen, wenn ihm die Gründe auseinander gesetzt werden. Sie haben dann die beste Gelegenheit, zu handeln, so weit es die Vorschriften des Gefängnisses zulassen. Ich werde noch heute schreiben.“

„In nächster Zeit werde ich in Sandbank als Zeuge nötig sein“, sagte Robert, „aber sobald Fräulein Duvivier entweder freigesprochen, oder dem Geschwornengerichte überwiesen wird — je nachdem sich die Sache gestaltet — bin ich frei bis zur Eröffnung des Geschwornengerichts. In der Zwischenzeit kann ich in Dartmoor nützlich werden.“

„Gut, mag es so sein, da Sie es selbst wünschen,“ erwiderte Mr. Norfolk. „Wir können dadurch etwas gewinnen, obgleich ich Sie nicht um Ihre Aufgabe beneide. Dartmoor ist ein trauriger Aufenthalt.“

„Darauf würde ich nicht achten, wenn ich dadurch die Beziehungen Saint Albans zu diesem Manne ans Licht bringen könnte. Ich werde nicht ruhen, bis es bewiesen ist, daß ich Recht hatte, diesen Menschen des Mordes in der Villa Rob Roy zu beschuldigen.“

„Auch meine Ruhe steht auf dem Spiel,“ sagte Mr. Norfolk lächelnd, „denn ich werde von Sir John Hunter mit Briefen zu Tode geheßt, welcher mich auf Grund unserer Freundschaft zu Hilfe ruft. Ich bin fest überzeugt, daß die Polizei in Sandbank auf falscher Fährte ist,“ fügte er flüsternd hinzu, „wenn sie die Anklage gegen dieses arme Mädchen beweisen will. Wenn es von mir abhinge, würde sie schon befreit sein, aber leider müssen die Dinge ihren Lauf haben. Wir müssen energisch sein, das ist die Hauptsache. Ich glaube, wir haben jetzt Alles genügend besprochen, und Sie müssen mich entschuldigen, meine Herren, wenn ich das Gespräch nicht weiter fortsetze. Sie können sich auf mich verlassen, Mr. Duvivier,“ bemerkte Mr. Norfolk, zu dem Franzosen gewendet, „daß ich mein Bestes thun werde, um Ihnen beizustehen. Nicht ein Steinchen soll unberührt bleiben, um die Unschuld Ihrer Nichte festzustellen.“

„Und ich kann nur wiederholen,“ erwiderte der Erbkürmeister, „daß mein ganzes Vermögen zur Verfügung der Gerechtigkeit steht, kein Opfer kann zu groß für mich sein.“

„Fräulein Duvivier hat bereits einen mächtigen Freund in Sir John Hunter, er kämpft aus aller Kraft für sie, und er versteht zu kämpfen, wenn er will. Aber Sie, Doktor, vergessen Sie nicht, Jack zu besuchen, bevor Sie die Stadt verlassen, sonst macht er mir Vorwürfe. Was Dartmoor betrifft, so werden Sie von mir hören, sobald die Vorbereitungen getroffen sind.“

Nach einem herzlichen Abschied stiegen die Drei die Treppe hinab. Der Detektive war in besonders heiterer Laune.

„Das war ein glänzender Gedanke, daß ich den Chef in die Sache eingeweiht habe,“ sagte er zu Robert Power. „Jetzt haben wir ihn auf unserer Seite, ich weiß, was das bedeutet. Nun geht es scharf vorwärts und schließlich haben wir unseren Mann in der Hand. Weiß Gott, ich bin so überzeugt davon, daß ich schon jetzt meinen Namen auf der Advancementsliste sehe. Thomas James Brusel wird Inspektor mit einem glänzenden Zeugniß und einer hübschen Gratifikation. So wird es sein, nicht wahr?“

Robert Power gab keine Antwort; er war zu sehr beschäftigt mit dem Gedanken an Jacob Stanley und dessen Frau, und an die geheimen Beziehungen dieser Leute zu Saint Alban. Ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf.

24.

Das öffentliche Interesse an dem Mord in der Villa Rob Roy war immer noch lebendig, obgleich es in letzter Zeit keine weitere Nahrung durch neue Entdeckungen und Aufregungen erhalten hatte. Daß das Interesse in Sandbank ganz schwinden sollte, war nicht möglich. Das Gesprächsthema war noch immer so frisch wie jemals und die Schreckensthat gereichte den Pensionswirthen, den Bootslenten, ja überhaupt allen Einwohnern zum Vortheil, die während der stillen Jahreszeit keine Beschäftigung hatten. Sobald die frostigen Herbstwinde über den Strand und die Klippen segelten, gab es wenig zu thun in Sandbank und die Leute hatten daher um so mehr Muße zum Schwätzen.

Eine wohlthätige Wirkung hatte jedoch auch dieses Verbrechen; es stellte die kleinen Standälchen und Klatschgeschichten in den Hintergrund, dagegen herrschte ein Ueberfluß an Vermuthungen und angeblichen Entdeckungen. Mr. Saint Alban war mit Triumph freigesprochen worden, und im Allgemeinen stand die öffentliche Meinung auf seiner Seite. Mr. Ford, der Advokat, unterließ es nicht, die Großherzigkeit seines Klienten auszuposaunen, welcher darauf verzichtete, wie er wohl hätte thun können, die Polizei für ihr nichtswürdiges Vorgehen zur Rechenschaft zu ziehen und vielleicht Schadenersatz zu beanspruchen. Diese Großherzigkeit wurde allgemein anerkannt, obgleich Manche der Meinung waren, es hätte ein Exempel statuirt werden müssen, und Mr. Saint Alban habe seine Pflicht als beleidigter englischer Bürger vernachlässigt, indem er die Polizei so unbehelligt ließ.

Anderere Leute von pessimistischer Gemüthsart meinten, diese Großherzigkeit könne auch anders ausgelegt werden; Mr. Saint Alban habe ganz einfach Furcht und wolle sich nicht zum zweiten Mal einer unangenehmen und gefährlichen Untersuchung aussetzen.

Was aber am meisten zu Gunsten des großen Finanzmannes, Menschenfreunds und Parlamentskandidaten sprach und die Angriffe böswilliger Zungen zum Schweigen brachte, war die Nachricht, daß Charlotte Duvivier verhaftet worden sei. An Stelle des unschuldig Angeklagten war ein Schuldiger eingeliefert worden, und dies genügte, um das Publikum zu befriedigen.

Doch waren von Anfang an nicht alle Einwohner geneigt, das arme Mädchen zu verdammen. Sie war zum Beispiel im Marinehotel wohl bekannt, und hier konnte kaum Jemand glauben, daß dieses harmlose, sanfte Wesen eine solche Rohheit und Brutalität hätte besitzen können, wie sie zur Ausführung des entsetzlichen Verbrechens erforderlich war. Außerdem sprachen Sir John und seine Gattin mit großem Nachdruck für Fräulein Duviviers Unschuld, und das fiel stark ins Gewicht.

Immerhin konnte man aber nicht leugnen, daß die Anzeichen sehr entschieden gegen das Mädchen sprachen. Der blutbefleckte Shawl, der in ihrem Koffer gefunden und von Lady Hunter und Frau Gregory erkannt worden war, schien beinahe zu einem überzeugenden Beweis zu genügen. Wenn sie den Mord nicht begangen hatte, wie war dieser Shawl in ihren Besitz gekommen? Außerdem war sie auf dem Wege nach Frankreich, also wahrscheinlich auf der Flucht verhaftet worden. Dann flüsterte man sich auch zu, daß die Hauptzeugin gegen sie, Frau Gregory, bereit sei, zu beschwören, daß sie in Charlotte Duvivier die geheimnißvolle Besucherin am Abend vor dem Verbrechen wiedererkannt habe. War das nicht genug? Das Opfer war von einer Frau ermordet worden und Lady Hunters Gouvernante mußte die Schuldige sein.

In Bezug auf die Beweggründe zu der That waren zahllose Gerüchte im Umlauf. Die Ermordete sollte die Rivalin von Charlotte Duvivier in einer Liebesaffaire gewesen sein, die leidenschaftliche Natur der Französinnen war ja bekannt, man wußte, wie sie bis zum Wahnsinn lieben, wie sie es fertig bringen, ihren Gegnern Vitriol ins Gesicht zu gießen, wie sie vor nichts zurückschrecken, wenn sie von Eifersucht oder Rache getrieben werden.

Vielleicht war auch die Ermordete die Erbin eines großen Vermögens, welches Charlotte Duvivier nach ihrem Tode zufallen mußte. Kurz, die Vermuthungen und Phantasiegebilde über das geheimnißvolle Verbrechen waren ebenso zahllos wie geistreich.

Wirkliche Thatsachen jedoch waren sehr dürftig. Charlotte Duvivier war verhört worden. Der Gerichtssaal war dicht besetzt, die Verhandlung aber nur kurz gewesen, die Anklage hatte einen Aufschub verlangt, welcher bewilligt worden war. Die Verhaftete erregte viel Interesse, aber nach dem ihr ertheilten Rath machte sie keine Aussage, und es war also nichts von ihr zu erfahren. Von Sandbank war sie nach dem Bezirksgefängniß gebracht worden und hier kam die Sache zu einem gewissen Stillstand.

* * *
(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reich der Gartenblumen.

Von Max Hessdörffer.

(Nachdruck verboten.)

Februar.

„Auf tausend Blumen steht die
Liebeschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie
den Himmel trägt.“

Rückert.

Noch führt der Winter sein strenges Regiment und eifige Kälte hält das Pflanzenleben der freien Natur in starren Banden. Aber mit dem Eintritt des Februar zeigt doch der vordem oft wochenlang bewölkte Himmel ein freundlicheres Gesicht, immer länger und immer kräftiger beginnt die Sonne auf die im tiefsten Schlummer liegende Pflanzenwelt hernieder zu scheinen und unter ihrem belebenden Einfluß brechen bald hier und da unscheinbare Blümchen an klem Ge- zweig hervor. Arme Kinder sind es, die dem Städter die ersten Lenzesboten bieten, mit stäubenden Käzchen besetzte Zweigbüsche und späterhin auch kleblische Schneeglöckchen, und gern fauft er diese bescheidenen Zeugen einer kommenden besseren Zeit. Der eigene Garten liegt ja noch verlassen in winterlicher Ruhe. Nichts, was uns sonst die Blumen lieb und werth macht, ist den ersten Blumen des Jahres eigen, nicht Duft nach Farbenpracht und Größe; und doch üben sie in einer Zeit, in der die Blumenzucht ihr höchsten Triumphe feiert, einen großen Zauber aus auf das Gemüth des edlen Menschen.

Wenn wir jetzt im Februar die noblen Straßen Strafen einer größeren Stadt durchwandern und dabei Umschau in den Fenstern der großen modernen Blumenläden halten, so schneift unser Auge bewundernd über herrliche Blüthen, wie sie die Natur stolzer und farbenprächtiger in den gesegneten Strichen der warmen Zone nicht zu bieten vermag. Die schwache Winter Sonne ist es, die, unterstützt durch die aufopfernde Pflege des Gärtners, im Glashause solche Blumen zeitigt. Auch im Treibhause vermögen nur wenige Blumen ohne den belebenden Einfluß der Sonne zur Entfaltung zu gelangen. Die indische Modeblume, die Winteraster (*Chrysanthemum indicum*) beherrscht in den trüben November- und Dezembertagen den Blumenmarkt, dann aber folgen duftigere Blüthen jener Treibpflanzen, die wir auch im Zimmer durch hohe Wärme um ihren Winterschlaf betrügen. Tulpen, Hyazinthen und Maiglöckchen, denen sich später der Flieder anschließt, dessen Blumen im dunklen aber feuchtwarmen Raume zu wunderbarer Vollkommenheit erblühen. Nicht an ihren natürlichen Standorten, sondern nur zur Winterzeit im Glashaus und Zimmer, sind diese Treibblumen Feinde der Sonne. Die nur im geschlossenen Zustand schöne Tulpe öffnet im Sonnenscheine nach wenigen Stunden die Blume zu raschem Verbältern, und das Maiglöckchen, das einer dreijährigen Gartenkultur unterzogen werden muß, um die Fähigkeit zur Entwicklung eines einzigen Blumenstieles zu erlangen, der sich bei einer Temperatur von 28—35 Grad R. erst nach dreiwöchentlichem Treibverfahren entwickelt hat, trauert rasch in der Sonne und ist dann für immer verloren. Der verderbliche Einfluß der Sonne auf die genannten Treibblumen und eine mit der Jahreszeit fortchreitende größere Vergänglichkeit verschuldet es, daß die Nachfrage nach ihnen jetzt gewaltig nachläßt und die Preise deshalb erheblich fallen.

Vielleicht würden diese Blumen auch noch im Februar den Markt beherrschen, wenn es bekannt wäre und beachtet würde, daß ihre Vergänglichkeit nur in warmem Raum und bei sonnigem Standort der Pfliegerin Kummer bereitet, daß sie aber in kaltem Zimmer, das für Tulpen und Hyazinthen nicht einmal frostfrei zu sein braucht, wochenlang blühen und duften.

Auf dem hochinteressanten Gebiete der Winterblumenkultur hat die deutsche Gärtnerei im letzten Jahrzehnt von Jahr zu Jahr gewaltige Fortschritte gemacht. Diese Fortschritte bekümmern die Gärtnere der ewig sonnigen Riviera, deren Absatzgebiete sich fortgesetzt vertingern. Die Blumen des Südens, die auf langer Fahrt an Formenähnlichkeit und Duft erhebliche Einbuße erleiden, verlieren fast jeden Werth, seitdem der deutsche Naturstrauch das französische Drachbouquet zu verdrängen droht. Frisch und langkeltig geschnittene Blüthen verlangt die sachkundige Käuferin, und nur die heimischen Gärtnere vermögen sie zu bieten. Spielen auch die Blüthen der Riviera in der ungünstigsten Jahreszeit noch eine gewisse Rolle auf dem Blumenmarkte, jetzt im Februar sind sie völlig dem Straßenhandel verfallen.

Die armen, gar oft auch gebrechlichen Menschen, die in den Straßen der Großstädte dem Vorübergehenden kleine Sträußchen entgegenzuhalten pflegen, sind fast die einzigen Vermittler des Absatzes südländischer Blumen geworden. Rosen, meist noch als ziemlich festgeschlossene Knospen, Azazien, Nelken, Veilchen und jetzt besonders auch Anemonen und Ranunkeln bietet der Straßenhandel dem Blumenfreund. Mit der Kultur von Azazien (*Mimosen*), Anemonen und Ranunkeln befaßt sich die heimische Gärtnerei bis heute noch nicht in nennenswerther Weise, die gesuchtesten Blumen der Winterzeit aber, die Nelken und Rosen, werden in modernen Glashäusern gepflegt und zu üppigster Entfaltung gebracht.

Weiße Blumen sind echte Kinder der Sonne, und vom Himmel hängt es ab, ob klingender Gewinn dem Züchter die mühevollte Pflege lohnt. Unsere Winternelken sind sogenannte remontirende oder öfterblühende Sorten, die vor etwa 50 Jahren in Lyon auftauchten, aber erst seit kaum zwei Jahrzehnten allgemeiner bekannt wurden und die in neuester Zeit, durch Züchtung werthvoller Sorten wohl

auf die Höhe der erreichbaren Vollkommenheit gebracht, bevorzugte Winterblumen geworden sind. Zu diesen Remontantnelken gesellt sich nun die von einem deutschen Gärtner in einem ländlichen Garten Südtalens entdeckte und benannte Maraarethennelle, eine ebenso raschleblige wie zierliche und dankbare Blüherin.

Die Nelken bringen ihre mehr oder weniger entwickelten Knospen schon mit in den Winter, aber zur Entfaltung der Blüthen gehören immer einige sonnige Tage. Der belebende Einfluß der Sonne im Verein mit der von ihr im Glashaus erzeugten Wärme läßt die Knospen zu rascher Entwicklung gelangen, dabei verlangt aber die Nelke im Winter immer reichlichste Lüftung, mit der durch Heizung erzeugten Wärme ist ihr nie gedient, denn bald wird sie bei künstlich erhöhter Wärme von Ungeziefer befallen, das sie dem sicheren Verderben entgegenführt. Im Zimmer ist jetzt die Winternelke nicht leicht zu ziehen, weil die nötige Zufuhr frischer Luft der Pfliegerin Schwierigkeiten macht, wo aber reichliche Lüftung geboten werden kann, da erscheint die Zimmerkultur lohnend:

„Der richtige Boden
Und Lieb' und Sonnenschein
Läßt Alles froh gedeih'n!“

Weit schwieriger als bei der Nelke ist die Winterkultur der Rose, aber trotzdem besetzen die fähigen Gärtner immer erfolgreich den Winterstand, den die Blumenkönigin ihren Bemühungen, sie um den Winterschlaf zu betrügen, entgegensetzt. Die Rosentreibererei hat sich zu einer Spezialität des gärtnerischen Betriebes herausgebildet, die vorzugsweise in Berlin, Hamburg, Dresden und Cronberg am Taunus in großartiger Weise erfolgreich gepflegt wird. Nicht nur in Blumentöpfen gezogen, sondern auch nach amerikanischem Vorbilde auf in entsprechenden Glashäusern über meterhohen Säulen errichteten Tischen ausgepflanzt, und schließlich im freien Grunde stehende Rosen, über die nach entsprechender Vorkultur ein Glashaus gebaut wird, pflegt man bei uns zu treiben. Jeder Züchter wendet ein anderes Verfahren an und glaubt natürlich auch, mit seiner Kultur den Stein der Weisen gefunden zu haben. Im Februar richtig getriebene Kaiserin Auguste-Viktoria-, Marschal Niel-, La France-, Glorie de Dijon- und andere hervorragende Treibrosen zeigen eine so hohe Vollendung, daß sie die besten ihrer im Juni im Garten erblühten Schwestern in den Schatten stellen. Während die Importeure jetzt für ein Duzend guter italienischer Rosen durchschnittlich nur 2/3 Mk erhalten, erzielt der deutsche Züchter diesen Preis oft für 1—2 seiner langstielig geschnittenen Blumen.

So lange wir Blüthenpflanzen im Zimmer pflegen, uns und unsere Häuslichkeit mit abgeschnittenen Blumen schmücken, und so lange wir Feste ernster und heiterer Natur durch Blumenhauch verberlichen, so lange werden wohl auch Rosen und Nelken jene bevorzugte Stelle behaupten, die sie gegenwärtig einnehmen. Aber auch auf dem Gebiete der Blumenpflege und des Blumenluxus übt die Mode ihre Herrschaft aus. Neben ihren Schattenseiten hat die Mode für den Gärtner und Blumenfreund auch ihre gute Seite, denn sie bringt neben neuen auch manche alte Blume wieder zur Geltung, die vielleicht schon vor Jahrzehnten der Vergessenheit anheim fiel. Gerade jetzt, im Februar, erfreuen sich Blüthen mit auffallend großer Blume hervorragender Beliebtheit. Diese Bevorzugung der großen Blume hat wieder eine Pflanze in Aufnahme gebracht, die schon seit Jahrtausenden bekannt ist, die bei den Blumenfesten der Römer nicht fehlen durfte und die Jahrhunderte später in Frankreich eine bedeutungsvolle historische Rolle gespielt hat, die Lilie. Unsere weiße Lilie (*Lilium candidum*), die schon so lange bekannt ist, daß kein Botaniker die Zeit ihrer Einführung anzugeben vermag und die durch das Christenthum zum Symbol der Engel und Heiligen gemacht wurde, hat uns die Mode wieder näher gebracht. Aus den städtischen Gärten war diese Lilie ganz verschwunden, nur im ländlichen Garten fand man sie noch, und hier und da schmückte sie wohl auch ein Grab des stillen Dorfkirchhofes, auf dem sie nach altem Glauben, ohne bestimmten Frist hervorsproß. Jetzt ist die im Treibhause zu vorzeitiger Blüthe gebrachte weiße Lilie Mode- und Grabesblume zugleich, denn ihre Blumen schmücken vorzugsweise den feinen Todtenkranz, während eine vielgepflegte gleichfalls weißblumige neue Verwandte, die Osterlilie (*Lilium Harrisii*) mit großer trompetenförmiger Blume, eine beliebte Topfpflanze geworden ist, deren aus Japan zu uns gelangende Zwiebeln im Herbst eingepflanzt werden, um zeitig zu blühen, und die dann im Sommer den Pflieger zum zweiten Male mit einem stolzen Hochzeitskleide erfreuen.

Die weiße Lilie ist natürlich nicht die einzige Kiefern des Blumenmarktes, die gewaltigen becherförmigen Blumen der Magnolia, jenes impotanten Blüthenbaumes unserer noblen Gärten, den man mehr und mehr auch der Treibkultur dienstbar macht, und dann verschiedene Vertreter aus der Familie der Amarylliden, die ihren Namen nach Amaryllis, der schönen mythischen Hirtin, trägt, spielen eine wichtige Rolle auf dem Blumenmarkt im Februar. Königlische hierher gehörige Gewächse mit meist rothen oder roth und weiß gestreiften Kiefernblumen sind die Hüttersterne, jene verschleierten Gattungen angehörigen Zwiebelgewächse, die von den Gärtnern mit dem Gattungsnamen Amaryllis bezeichnet werden. Die gärtnerische Züchtungskunst hat die trichterförmigen Blumen zu hoher Voll-

kommenheit gebracht. Eine andere hierher gehörige Niesenblume ist die nach der Tochter des Kluggottes Argos benannte Ismene, mit duftenden weißen und gelben, leider etwas zu leicht vergänglichsten Blumen. Auch die Cucharis, deren verbreitetste Art die Amazonen-Cucharis ist, mit Blüten weiß wie Schnee, ist eine Vertreterin der genannten Familie. Ein einziger Blütenstiel dieses stolzen Tropengewächses mit einer Hanke von afrikanischer Spargelpflanze bildet den lieblichsten Buschschmuck der jungen Tänzerin. Zur Zimmerkultur eignen sich die genannten Tropenpflanzen freilich nicht, doch liefert uns die Familie der Amarylliden im menntgroßen, Nierenblatt eine sehr harte Zimmerblume, die in ihren vollkommenen Züchtungen jetzt im Zimmer auf saftigem Blumenschafte eine aus 20–40 Blüten gebildete imposante Blüthenbolde zeitigt.

Einige Wochen noch und auch der deutsche Garten hat seine Amarylliden, Narzissen und Schneeglöckchen, beide freilich beschiedener als ihre tropischen Verwandten, aber doch lieblich und schön. Den Vorboten des deutschen Frühlings, das Schneeglöckchen, bringt uns vielleicht schon der Februar und lange bevor der Lenz einzieht, ist dieses Blümchen, das in seinem Blumenglöckchen das erste Grün des Jahres trägt, wieder verschwunden.

„Das Grün, das du im Felde trägst,
Es ist der einzig grüne Schimmer;
Der Lenz, den du im Busen hegst,
Der schöne Lenz, er kommt dir nimmer.“

D. Hübnor.

* **Was in Spanien verraucht wird.** Die Spanier sind bekanntlich leidenschaftliche Raucher. In dem Kalender, welchen die Tabak-Monopol-Gesellschaft soeben herausgegeben, liest man hier über interessante statistische Angaben. Infolge diesen wurde vom 1. Juli 1892 bis zum 30. Juni 1893 in Spanien und den zugehörigen Inseln für die hübsche Summe von 158,832,067.14 Pese-tas Tabak verraucht. Erwägt man nun, daß die Bevölkerung Spaniens kaum 17 Millionen Seelen beträgt, woraus sich ein Verhältnis von zwei Millionen rauchfähiger Männer berechnen läßt, so findet man, daß im Durchschnitt jeder rauchende Spanier (nichtrauchende Spanier giebt es überhaupt sehr wenige) für Tabak jährlich 78 Pese-tas ver-ausgab, also 1,50 Pese-tas wöchentlich. In Spanien wird nicht Pseife geraucht; Cigarren sind ein Luxusartikel; die Cigarette (cigarillo) wird von Reich und Arm, zu jeder Stunde, geraucht. Die Provinz Barcelona ist die, welche von allen am meisten Tabak verbraucht: 15 Millionen Pese-tas! Die Provinz Soria, in Alt-kastilien, verbraucht am wenigsten: $\frac{1}{2}$ Million. Madrid verraucht jährlich für 12 $\frac{1}{2}$, Valencia für 8 $\frac{1}{2}$, Sevilla für 8 Millionen Pese-tas. Ferner kann man feststellen, daß im Monat Dezember überall der Verschleiß von Tabak sein Maximum erreicht. Es darf nicht angenommen werden, daß im besagten Monat die Rauchlust am größten ist, sondern die zum Vorschein kommende Steigerung muß auf den Umstand zurückgeführt werden, daß im Dezember, um die Weihnachts- und Neujahrsfeste, große Mengen von Cigarren und

Cigarretten zu Geschenken gekauft werden. In Madrid ist der Tabakverbrauch im Winter stärker als im Sommer; in den baskischen Provinzen dagegen ist das Verhältnis ein umgekehrtes. Dies erklärt sich daraus, daß im Sommer ein großer Theil der Bevölkerung Madrids die Reichshauptstadt verläßt und die kühlen Berge und Küsten des Baskenlands aufsucht. Die Tabakmonopol-Gesellschaft in Spanien hat 11 Fabriken in Betrieb, und zwar in folgenden Städten: Alicante, Bilbao, Cadix, Coruna, Gijon, Logrono, Madrid, San Sebastian, Santander, Sevilla und Valencia. In den Fabriken werden nur Frauen und Mädchen angestellt. Die Tabakfabriken beschäftigen im Ganzen 27,799 Arbeiterinnen. In Sevilla allein giebt es 5628 Cigarreras. Die spanischen Cigarretten werden nicht geleimt, sondern bloß an beiden Enden in eigenthümlicher Weise eingestampft, vermittelt einer Art spitzen Fingerhuts, so daß sie vollkommen halten. Das Verfahren ist unstreitig reinlicher als das Leimen oder Zuspeicheln. Die spanischen Tabak-Arbeiterinnen arbeiten mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Es giebt Cigarreras, die in der Stunde 150 Cigarretten drehen! Die Monopol-Gesellschaft besitzt, außer den erwähnten Fabriken, auf der Halbinsel 18,519 Verkaufsstellen. Zieht man nun diese sowie die vorerwähnten 27,799 Arbeiterinnen in Betracht, so ergiebt sich, daß nicht weniger als 50,000 Familien durch Bearbeitung und Vertrieb des Tabaks ihr Brod finden. Die 159 Millionen Pese-tas, welche aus den Taschen der Raucher fließen, gehen also nicht ganz in Rauch auf.

* **Ausbruchversuch von Kriegsgefangenen im Jahre 1870.** Ueber einen in großem Maßstabe geplanten Ausbruch französischer Kriegsgefangenen, die 1870 in Ulm und Dillingen internirt waren, bringt der „Temps“ einen Bericht. Der Gewährsmann des „Temps“ war nach der Uebergabe von Metz mit einer großen Anzahl anderer Gefangenen nach Dillingen gebracht worden, wo sie bei ihrer Ankunft französische Soldaten voranden, die bei Reichshofen in deutsche Gefangenschaft gerathen waren. Dort wurden die Franzosen in verschiedenen Kasernen untergebracht und jede der fünf Abtheilungen wurde, da sich unter den Gefangenen keine Offiziere befanden, einem der gefangenen Unteroffiziere unterstellt, zu denen auch der Gewährsmann des „Temps“ gehörte, der jetzt in einem Ministerium einen verantwortlichen Posten ausfüllt. Seiner Schilderung nach hatten sich die Unteroffiziere vieler Freitheiten zu erfreuen, durften sie ja sogar ohne Bewachung die Stadt verlassen und sich in einem Umkreis von drei Kilometern ergehen. Auf diesen Spaziergängen reiste in den Beuten der Wunsch, zu entfliehen. Am den 15. November will der Verfasser der Mittheilungen im „Temps“ von seinem Vater eine Postkarte erhalten haben, die ihm in stenographischen Zeichen zwischen den Zeilen meldete, daß einer seiner Freunde, ein Sergeant Namens A. Humblot, der auch der Stenographie kundig war, in dem benachbarten Ulm internirt sei. Mit diesem Sergeanten setzte sich der Gefangene von Dillingen in Verbindung. Sie wechselten in stenographischen Zeichen abgefaßte offene Briefe, die regelmäßig ihren Bestimmungsort erreichten, und schließlich kamen die beiden zu der Ueberzeugung, daß man in Anbetracht des Umstandes, daß in Ulm 25,000 bis 30,000 Gefangene von ungefähr 1000 bayerischen Soldaten und in Dillingen 2500 französische Soldaten von 200 Landwehrlenten bewacht wurden, eine Massenflucht wagen könne. Der Sergeant Humblot in Ulm meldete seinem Freunde in Dillingen, daß viele von seinen Schicksalsgefährten sich auf ihren Spaziergängen in der Stadt Rebolser und andere Waffen gekauft hätten und daß mehrere von ihnen auf den Gedanken gekommen seien, daß es ein Leichtes sein würde, sich der Festung zu bemächtigen. Diese Idee fand bei dem Gefangenen von Dillingen Anklang, er sprach mit einigen Vertrauten, und schließlich kamen sie überein, alle in Dillingen internirten Unter-offiziere ins Vertrauen zu ziehen. Humblot wurde von diesen Entschlüssen in Kenntniß gesetzt. Sobald sie sich zu Herren der Festung gemacht, sollten in Ulm genügend Leute zurückbleiben, um die Stadt im Schach zu halten, und die übrigen Franzosen sobald wie möglich nach Augsburg ziehen, in dessen Umgegend 40,000 französische Kriegs-gefangene in einem Barackenlager untergebracht waren. Auf diese Weise hofften die Franzosen innerhalb 24 Stunden 60,000 Mann zu ver-zeielen und binnen vier Tagen eine Stärke von 100,000 Mann zu er-

reichen. Am 16. Dezember um 1 Uhr Morgens sollten die Ge-fangenen von Dillingen unter den Mauern von Ulm eintreffen. In Dillingen machte man sich eifrig an die Arbeit. Bereits am 8. Dezember hatten die Gefangenen Duplikate zu den Schlüsseln der Waffenmagazine und zu den von ihnen bewohnten Ställen des ersten bayerischen Manenregiments in ihrem Besitz. Es war verabredet worden, daß sechs von den Entschlossensten für die Zer-störung der Drahtleitung sorgen sollten, vier Turkos sollten sich gleichzeitig auf die Schildwachen werfen und sie erwürgen, was um so leichter ausführbarer erschien, als die deutschen Soldaten diesen Leuten sehr wenig Beachtung schenkten, und der Rest der Gefangenen sollte sich auf die bewachenden Mannschaften werfen und alle niedermachen, die veruchen sollten, Widerstand zu leisten. Am 15. Dezember, um 9 Uhr Abends, sollte der Plan ausgeführt und darauf sofort der Marsch nach Ulm angetreten werden. Alles war auf das sorgfältigste vorbereitet und die Bayern schienen nichts von dem Bestehenden zu ahnen.

Da erkrankten um 8 Uhr Abends mehrere deutsche Offiziere mit 15 Soldaten in den von den Gefangenen bewohnten Räumlich-keiten, bemächtigten sich der Unteroffiziere, denen die einzelnen Ge-fangenenkompagnien unterstellt waren, und schafften sie in das Arz-zei-lokal. Dort wurde ihnen der rechte Daumen an den rechten Fuß-zehel gebunden, worauf ihnen ein Offizier in gutem Französisch mittheilte, daß ihr Anschlag verrathen worden sei, wie es sich später herausstellte, von einem Korporal der Garde-Voligeure, der an demselben Tage aus der Kaserne verschwunden war und nie wieder von seinen Kameraden gesehen worden ist. An 36 Stunden ließ sich bei den gebundenen Unteroffizieren kein Mensch sehen. Dann erhielten sie Wasser und Brod, und darauf gab es wieder nichts zu essen bis zum vierten Tage. Die Leute waren vollkommen darauf gefaßt, daß man sie erschließen würde, und waren nicht wenig erstaunt, als man sie am fünften Tage ihrer Gefangenschaft losband und ihnen gestattete, sich wieder zu ihren Genossen zu be-geben. Sie wurden vor den französischen Platzkommandanten Chyon de Canneville geführt, der ihnen den Text las und ihnen erklärte, daß es ihm große Mühe gekostet habe, für sie Straflosigkeit auszuwirken, da die deutschen Militärbehörden die Absicht ge-habt hatten, sie süßeln zu lassen. Später erfuhren die Gefangenen in Dillingen, daß ihre Ulmer Schicksalsgefährten gleichfalls ver-rathen worden waren, und zwar von einem Unteroffizier der Garde-Grenadiere. In Folge dessen war die Besatzung der Ulmer Citadelle durch Truppen aus Stuttgart und München verstärkt worden. Die Ulmer Räubelführer haben 14 Tage Dunkelarrest und während dieser Zeit nur jeden zweiten Tag zu essen be-kommen.